

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

„An dem größeren Geldverbrauch trägt deine arme Mutter die geringste Schuld!“ sagte er kalt. „Was soll ich also Philipp Koch heut' nachmittag sagen? Daß du dich noch nicht in der Lage siehst, den Tauftag festzusetzen?“

„Ja, ja — sag' ihm das. Ich fühle mich noch nicht wohl genug. Daß Mama bald abreist, dafür laß mich nur sorgen. Und nun sieh ein bißchen nach dem Essen — ja? Nach Tisch willst du schon wieder in die Apotheke? Du bist doch den ganzen Vormittag ausgewesen — da könntest du wohl am Nachmittag ein wenig fleißig sein — du lieber Leichtfuß du!“

Hans Inhoff erfuhr nie völlig, auf welche Weise seine Frau ihre unbequem gewordene Mutter zur Abreise bewegte. Elise sprach nicht davon, und er hütete sich wohl, tiefer als absolut unvermeidbar, in die häßlichen kleinen Reibereien und Uebelnehmereien hineinzufahren, die von Stund an zwischen Mutter und Tochter auf der Tagesordnung standen. Diese Tage bis zur Abreise Mutter Wiedenbrinds gehörten ohnehin zu den unangenehmsten seines jungen Ehestandes. Nach drei Tagen hatte Elfriede ihre Mutter so weit, daß sie behauptete, lieber abreisen zu wollen — sie sei zu Hause erwünschter als hier. Hans widersprach mit unaufrichtiger Höflichkeit. Elise zuckte lächelnd die Achseln: „Wenig Mama doch reisen will — wenn's ihr doch bei uns nicht mehr gefällt —“

Am nächsten Morgen geleitete Hans seine Schwiegermutter ritterlich zur Bahn. Elise hatte ihr so gleichgültig, so oberflächlich Lebewohl gesagt, daß es ihm selber weh tat. Er versuchte ihre Kälte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit gutzumachen. Aber Mama Wiedenbrind weinte, allen Trostworten unzugänglich, bis zum Augenblick der Abfahrt fort. Ihr rundes, rotes Gesicht mit den kleinen, verschwollenen Augen wurde nur erst im allerletzten Moment wieder hinter dem Taschentuch sichtbar.

„Daß man gut sein,“ seufzte sie und drückte Hans die Hand; du kannst ja nichts dafür, ich weiß wohl — die Friede hat eben kein Herz — das ist es —“

Trotz bössartig schneidenden Nordwindes — man steckte im allerfröhtigsten Nachwinter, der hier anscheinend gewohnheitsmäßig im März noch einmal aufzutreten pflegte —, trotz Kälte und Wind schickte Hans den Wagen leer fort und machte sich zu Fuß auf den Heimweg. Dürster vor sich hinbrütend, den Rodtragen hochgeschlagen, die Hände in den Paletottaschen, so stapfte er durch den patzenden Schnee und halbgefrorene Bachsen. Und hörte immer das böse Wort: „Die Friede hat eben kein Herz — das ist es —“

Unfsinn! Das war häßliche Verleumdung — wenn's auch die eigene Mutter sagte. Gerade diese Mutter durfte den Vorwurf nicht erheben — sie, die doch selbst erst Elses kindlichen Egoismus großgezogen hatte. Kinderei, Gedanken-

losigkeit, schlechte Erziehung — das war's. Uebleres nicht. Er — er mußte doch am besten wissen, welch warmes Herz in seiner Elfriede schlug — — —

Er sann nun vergebens angestrengt nach, wann und wo sie ihm diese Herzenwärme offenbart habe. All ihre zärtliche Weichheit, ihre schmiegsame Anmut stellte er vor sich hin, die vogelgleiche Beweglichkeit, die holde Sprache, das süße Lächeln. — So viel Liebreiz war ohne Seele nicht denkbar! Ihr selber vielleicht noch unbewußt, schlummerte ihre Seele, ihr warmstes, reichstes Empfinden eben noch in ihrem kindlich-lieblichen Körper.

Er würde dies Herz, diese Seele wecken. Das war jetzt seine heilige, beglückende Aufgabe. Er hatte sie ja jetzt wieder ganz allein für sich, sein holdes Weib, die Mutter seines Kindes. — An dem Kinde würde ihre Seele sich entfalten. Mit des Kindes Seele zusammen reicher und reicher erblühen.

Da lag das liebe, närrische Häuschen schon wieder vor ihm. Und oben am Fenster stand Elise und winkte ihm zu. Er grüßte strahlend zurück. Diesmal sprang er wieder mit Riesenschritten — zwei, drei Stufen auf einmal — die steile Wendeltreppe empor. Sein Frauchen lief ihm schon im Flur in die Arme, hing freudestrauchend an seinem Halse.

„Was bin ich froh! Was bin ich froh!“ rief sie immer wieder. „Seht sind wir wieder ganz für uns — das ist zu, zu schön!“

„Deine arme Mutter —“ sagte Hans, reuevoll, daß er sich selbst so freute. „Sie hat die ganze Zeit bis zur Abfahrt geweint.“

„Bah! Mama weint so leicht! Daß sie doch! Wir haben jetzt viel Wichtigeres zu besprechen. Die Taufe. Ich denke — wir nehmen unsern Hochzeitstag — was? Ist das nicht eine süße Idee? Den achtundzwanzigsten März. Warte mal: heut' ist der achtzehnte. Donnerstag der achtzehnte.“ Elise zählte an den Rodknöpfen ihres Mannes und den eigenen rosigen Fingerchen sehr drollig nach. Also Sonntag über acht Tage ist der achtundzwanzigste. Fein! Du mußt nun bald zum Herrn Pastor gehen — und gleich heute noch an Marie Krumpa schreiben, daß sie Samstag über acht Tage kommen soll.“

„Ich möchte Marie eigentlich jetzt lieber nicht kommen lassen,“ sagte Hans zögernd und nachdenklich. „Ich hätte dich, mein Elschen, am allerliebsten ein Weilchen ganz für mich allein! Marie mag sich im Sommer ihr Patzen besuchen. Da werde ich mich sehr freuen! Nur jetzt gerade — stört sie uns.“

Er hielt inne und drückte Elses blonden Kopf an seine Brust. Aber sie sträubte sich lachend.

„Stören? Aber wieso denn! Du bist ja töricht!“ widersprach sie belustigt. „Sie kommt doch höchstens auf ein paar Tage — sie hat ja bereits geschrieben, da sie nicht längere Zeit aus ihrer dummen Pension fortbleiben kann. Sich so etwas aufzuladen! Na, du kennst ja meine Meinung darüber. Aber kommen muß sie zur Taufe — du mußt ihr das tun

Gegenteil sehr bringlich machen — so was bindet immer. Also schreib' mir gleich — hier — am Eßtisch. Ich hol' dir mein Tintenfaß und meine eigene Schreibmappe."

Unter Scherzen und Kosen wurde die feierliche, die „offizielle“ Einladung an Marie Krumpa verfaßt. Beide Ehegatten schrieben Grüße und die Mahnung, ja schon am Samstag zu kommen, darunter. Frau Else hatte es so wichtig damit, daß sie den Brief gleich selbst zur Marie hinabtrug und das Mädchen damit fortschickte. Als sie wieder nach oben kam, streckte Hans, der noch am Tische saß, ihr mit froher Miene die Hand entgegen und zog sie ganz nahe an sich heran.

„Ich hab' eben über dich nachgedacht, Else," sagte er glücklich. „Du bist doch im Grunde ein lieber, lieber kleiner Mensch — daß du so sehr gut bist zu der alten Marie — das macht mich so froh und dankbar, wie du dir gar nicht vorstellen kannst! Es zeigt mir, wie gut, wie verständig und liebevoll du wirklich bist — du ahnst das selbst noch nicht — gerade Marie ist mir ein sicherer Beweis davon! Sie, die so grundverschieden ist von dir —"

„Gottlob, daß wir verschieden sind," sagte Frau Elfriede auflachend mit einem Blick in den nahhängenden Spiegel. Dann sah sie lächelnd wieder auf den Gatten herab, der ihre zarte Gestalt noch fest umfaßt hielt. „Sonst würdest du dich wohl kaum je in mich verliebt haben — was, Schatz? Die Marie wird übrigens selig sein, kommen zu dürfen — daß sie behauptet, eigentlich keine Zeit zu haben, ist natürlich bloße Pierelei."

„Du, da irrst du dich aber doch in ihr! Marie weiß gar nicht, was Pierelei ist. Das versteht eine gewisse, andere junge Frau viel eher!"

„O, du ungalanter Dä! — Nun, jedenfalls —: ob mit, ob ohne Pierelei — sie wird kommen — und sich sehr geschmeichelt und beglückt fühlen — und noch mehr in den Jungen verliebt sein, als du selber, du zärtlicher Papa — und dem Däbi später hoffentlich mal ihr ganzes Geld vermachen!"

„Wer Else!" rief Hans erschrocken — „Wie kannst du so etwas sagen!"

Er hatte sie unwillkürlich losgelassen, und sie ging von ihm weg nach dem großen Weilerspiegel in der einen Zimmerecke. Frau Else liebte Spiegel und konnte kaum genug davon um sich haben.

„Warum soll ich so was nicht sagen dürfen?" fragte sie gleichmütig über die Schulter zurück, während sie ihr verzäushtes Haar zu ordnen begann.

„Weil — — O Else, du machst ja nur Spaß, aber es klingt so häßlich —"

„Häßlich? Das sehe ich aber gar nicht ein! Es ist doch im Gegenteil etwas sehr Nettos! Und Spaß mache ich gar nicht, es ist mir völlig Ernst damit! Die Marie ist die geborene Erbtante für unsern Jungen."

Hans stand auf und ging zu einem der Fenster und sah mit verdüsteter Miene in den Märzsturm hinaus, der Regen, Hagel und Schnee in wüstem Gemisch gegen die Scheiben peitschte.

„Es klingt sehr häßlich, und ich mag's nicht von dir hören!" beharrte er. „Du sollst so etwas nicht sagen — um deiner selbst willen und um Marias willen nicht! Wir wollen von ganzem Herzen hoffen, daß Marie noch einmal ein rechtes Glück findet — sie ist ja nicht viel älter als du, bedenke das doch nur! Wenn sie eines Tages dem Richtigen begegnet, der sie in ihrer Eigenart versteht, und den sie lieben kann —"

Hans hielt mitten im Satz inne. Seine Frau war auf den nächsten Stuhl gefallen und lachte so herzlich, daß ihr die Tränen in die Augen stiegen.

„O, du urkomischer Junge!" rief sie, fast schluchzend vor Lachen. „Einen, den Marie lieben kann — das sagt Er; Er! Und hat wahrhaftig keinen Schimmer von Ahnung, daß das gute Mädel bis über beide Ohren stürmisch und glühend in ihn verliebt ist — o, es ist zum Totschachen!"

Hans stand zu Stein erstarrt. „Was sagst du da?" stotterte er endlich. „Ich — hab' dich wohl nicht richtig verstanden —"

Seine Frau wiederholte es ausgelassen: „Verliebt — verliebt — verliebt — ist die Marie in dich! Das hab' ich schon auf unserm Holterabend gemerkt. Und du weißt es bis auf den heutigen Tag noch nicht!"

Elfriede wollte sich noch immer vor Lachen ausschütten. „Es ist unglaublich komisch, wo sie doch schon selig ist, wenn

sie nur in derselben Stube mit dir sehen kann. — Hätte sie uns sonst wohl all die guten Sachen geschenkt? Hätte sie die etwa dem kleinen Apotheker, ihrem anderen Seelenfreunde, gegeben? Nein, die Marie heiratet nie einen anderen, darauf kannst du dich ganz fest verlassen! Und das ist gut so — auf diese Weise kriegt unser Junge hoffentlich mal alles."

Frau Elfriede lachte noch einmal hellauf und wandte sich dann wieder ihrem Spiegelbilde zu. Hans rührte sich nicht. Es war ein so scharfer Schmerz in ihm, daß er ihm fast die Bestimmung raubte. Er bedurfte all seiner Selbstbeherrschung, um scheinbar ruhig am Fenster stehen bleiben zu können — anstatt sich auf das rosige, lächelnde, unbarmherzig plaudernde Geschöpf vorm Spiegel zu stürzen und es verzweifelt zu packen und zu schütteln. Was sie über Marie sagte, glitt fast unbegriffen an ihm ab. Es war ja sinnlos töricht, kindisches Geschwätz. Wer daß sie so reden konnte — mit lächelnder, schamloser, kaltsblütig würgender Selbstsucht so reden und so denken konnte — darüber kam er nicht hinweg. Das zermalnte ihn beinahe!

„Also deshalb hast du sie an uns herangezogen!" sagte er endlich heiser; „deshalb hast du ihr Freundschaft geheuchelt — um sie besser auszunutzen zu können! Und ich Tor hatte gedacht, das sei alles Mitleid — Herzengüte —"

Sie wandte sich halb nach ihm um und blickte ein wenig schen in sein zudendes Gesicht. Jüngend etwas im Ton seiner Stimme warnte sie.

„Nun — Mitleid hab' ich natürlich auch ein bißchen mit ihr!" gab sie bereitwillig zu. „Gott, so ein schrulliges, häßliches, ungraziöses Ding — wie kann man sich bei der in etwas anderes verlieben, als in ihr Geld? Da ist es ja schließlich ein Glück für sie, daß die unglückliche Liebe zu dir sie verhindert, einem Mitleidstäter in die Hände zu fallen!"

„Schweig!" donnerte Hans. Er trat hart mit dem Fuße auf. Sein Gesicht hatte sich dunkel gerötet, seine Augen sprühten Jernsflammen. Elfriede duckte sich scheu und zog eins ihrer lieblichen Schwellmüldchen.

„Du bist aber gar nicht nett heute," sagte sie mit einem ihrer allererprobtesten Augenaufschläge.

Hans ging, bitter mit sich ringend, in qualvollem Schweigen im Zimmer auf und nieder. Mäglich blieb er stehen. „Wenn nur der Brief nicht fort wäre —!" stieß er schweratmend hervor.

Seine Frau hatte ihn unausgesetzt ängstlich beobachtet. Sie verstand augenblicklich, was er meinte. Und segnete innerlich ihre sonst nicht gerade flinke Miene, die eben diesen Luftzug so rasch ausgeführt. Die Einladung war fort und nicht wieder rückgängig zu machen. Und bis die Marie wirklich kam, würde es ihr, Elfriede, natürlich längst gefungen sein, den zornigen Gatten auszuöhnen. Sie lächelte vor sich hin in dem Gedanken, wie leicht ihr das werden würde. Und sie lächelte in den Spiegel hinein und beschloß, ihren Zauberkab jogleich spielen zu lassen.

„Das ist nun einmal geschehen — und wir reden ein andermal weiter darüber — nicht wahr, Schatz?" sagte sie sehr sanft. „Es greift mich noch ein wenig an, so viel zu sprechen, und ich hab' mich wohl eben ein bißchen ungeschickt ausgedrückt. Bis zur Taufe — bis zu unserm Hochzeitstage will ich aber wieder ganz frisch und gesund sein! Das verspreche ich dir, Liebster!" Sie kam, leise in den Hüften wiegend, auf ihn zu und pflanzte ihr zierliches Persönchen dicht vor ihm auf.

„Sieh mich einmal an!" lächelte sie bittend. Sie legte das Köpfchen auf die Seite und sah kokett einschmeichelnd zu ihm auf: „Bin ich eigentlich noch so häßlich wie früher? Mama meinte, ich wäre stärker geworden! Stärker — entseflicher Gedanke! Findest du das auch? Wie findest du mich denn überhaupt?"

Er sah sie starr an.

„Ich finde dich — gewöhnlich!" sagte er hart. Er schob sie von sich, wandte sich läß ab und verließ das Zimmer ohne ein weiteres Wort. Und taumelte über den Flur, ein geschlagener Mann, riß die Tür auf, warf sie flüchtend hinter sich ins Schloß, rannte wie ein Besessener in der feststen Ruhstube auf und nieder.

Und stand wieder am Fenster und starrte hinaus, ohne irgend etwas zu sehen — — Schnee und Regen hatten aufgehört. Dafür pflüßte der Wind, schneidend um die Hausdecke, die kalten Bäume ächzten, die Kälte drang durch alle Fugen. Und kalt, eiskalt wurde es um Hans Imhoffs Herz. — —

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Plauderei über die Seife.

Unser Seifenbeband wird immer knapper. Die Kernseife ist überhaupt nicht mehr erhältlich, ja selbst die feineren „Körperseife“ scheint vielerorts vergriffen, vielleicht auch eingehamlet zu sein. Davon ein kleines Beispiel.

Vor kurzem schrieb mir mein Sohn aus einer offenbar sehr seifenarmen Gegend: „Liebe Mutter, wenn Du aus Deinem kleinen Seifenbeband noch ein Stückchen für mich erübrigen kannst, wäre ich Dir sehr dankbar, da ich hier feiner Seife aufreiben kann.“ — Was tut eine Mutter? Von ihnen wie ein Steinod behüteten vier Stückchen noch alter, guter Kernseife schickt sie gleich eines an ihren seifenbedürftigen Sohn und erhält bald darauf folgende Antwort: „Was lauter Freude, endlich wieder ein Stückchen Seife zu besitzen, habe ich mich gleich einer gründlichen Reinigungsprozedur unterworfen.“

Wer hätte je gedacht, daß Seife einmal ein so begehrter, rarer Artikel würde! — Selbst das Seifenrezept der Urgroßmutter hilft uns nichts mehr, da das nötige Fett dazu fehlt.

Für einen kinder- und diensthofenreichen Haushalt ist Seife kaum mehr aufzutreiben. Unerlöschliche Preise werden für mehr recht minderwertige Ware gefordert und — der Not gehorchend — bezahlt. Wir müssen daher recht hauswirthschaftlich mit dem noch vorhandenen Seifenrest umgehen, ohne unserer Reinlichkeit dabei Einbuße zu tun. „Seins“ und „Fris“ sollen doch mit frischen, waschenen Händen in der Schule antreten und zu Hause — wenigstens zu Tische — mit sauberen Händen erscheinen. Und wer kommt sie nicht, die Wasenhände, die bekanntlich immer eine mehr oder weniger unbestimmbare Farbe, oft den dunkelsten Blacshandschönen ähnlich, haben. Ohne „Seins“ und „Fris“ zu nahe treten zu wollen, ist das heutzutage bei der großen Seifennot ein wunder Punkt. Besonders, wenn die Mutter jedesmal, wenn ihr Sprößling von einem Reinlichkeitsgefühl angewandelt wird, ruf: „Verbrauch mir ja nicht so viel Seife!“ — Aber trotz aller mütterlichen Ermahnung hat Fris wieder die Seife ins Wasser getaucht oder gar fallen lassen, weil sie zu glatt ist, und seine ungeschickten Hände sie nicht festhalten können.

Um diesen Uebel abzuwehren und eine längere Haltbarkeit zu erzielen, gibt es ein sehr einfaches Mittel.

Man zieht durch das im Gebrauch beständliche Stück Seife ein etwa vierzig Centimeter langes Stück Nardel, an deren einem Ende — um das Durchdringen der Nardel zu vermeiden — ein dicker Knoten, noch besser ein Beinmops, befestigt ist, hängt es in der Nähe des Gebrauchsortes auf, am besten so anfertigt, daß die Seife nicht ins Wasser getaucht werden kann.

Auf diese Weise erspart man viel Seife, weil diese immer wieder trocknet, und man nur mit der feuchten Hand darüber zu streichen braucht. Das dürfte namentlich in der Küche der häufigen Benützung wegen sehr zu empfehlen sein. Auch hat die Hausfrau bei weitem nicht so aufzuwachen, wenn Seins und Fris oder die Diensthofen sich ihrem Reinlichkeitsdrange hingeben.

Ein sehr gutes Reinigungsmittel — namentlich zum Händewaschen ist auch das gehandene Wasserglas.

In vielen Haushaltungen werden die Eier-Vorräte in entsprechendem verdünntes Wasserglas eingelegt. (Ein Liter Wasserglas mit acht Liter Wasser täglich umgerührt.) Mit der Zeit geht die Flüssigkeit und bildet eine weiße, gallertige Masse. Nach dem Verbrauch der Eier stellt man sich in einem Schälchen etwas von dem gehandenen Wasserglas parat, und bei jeweiliger Benützung genügt es, ein wenig mit dem Finger herauszuholen.

Dieses Säurereinigungsmittel ist weitaus besser als die minderwertige, teure Kriegsseife, da es die Hände nicht angreift, sondern hart und geschmeidig macht. Auch zum Abwaschen der Rindentäfelung, weißer Türen, von Holzgeschirre usw. ist es erfolgreich anzuwenden, und die Seife monatlang einzusparen. Aber ganz entbehren können wir sie doch nicht.

Eines Falles erinnere ich mich jedoch, wo der allzu sparjame Verbrauch der damals — vor etlichen 40 Jahren — in genügender Menge vorhandenen Seife für einen meiner Schulkameraden recht verhängnisvoll wurde.

„Fütterer“ hieß das Narrenkind der Klasse. Er war kein besonders fleißiger, aufmerksamer Schüler und auch kein Freund von Wasser und Seife.

Eines Tages hatte er wie so oft das Pech, daß ihn jeines mathematischen Kenntnisse im Stiche ließen, und er nach Ansicht seines gestrengen Herrn Lehrers die üblichen „Tahen“ erhalten sollte.

„Tahen“ waren unseres sonst ganz gemüthlichen Lehrers Lieblichkeitsstrafen, vernünftig weil ein Strafakt auf diese Art am schnellsten Erledigung fand. Diese wurden auch täglich so sicher „aufgestrichen“, wie in damaliger Zeit die Butter aufs Brot.

Fütterer mußte also antreten, inzwischen des blanken, elastische Mohr aus seinem Beiseck herbeigeht und schon hatte der dienstfertige Magister zu kräftigem Schwünge ausgeholt und zur sicheren Auftragung mit zwei Fingerzügen die Hand des „Nichtwissenden“ erfaßt, als er in jähem Schred — wie von einer Tancatel getroffen — Finger und Stock zurückzog und rief: „Reil, was hast du für Hände! — Willst du laufen was du kannst und die Hände waschen — du Schwo . . . g. I!“

Fütterer zog sich mit ganz besonderer Eile aus dem Bereich des Pädagogiums, wohl ahnend, daß der ihm zur Thür nacheilende, langbeinige Lehrmeister es noch auf eine Urade seiner Reihseite abgesehen hätte, und verständig mit eingezogenem Hinterteil um die Ecke des widerstandsfähigen Thürpostens.

Vor dem dreifenstrigen Klassenzimmer lag der im Schulhofe befindliche Brunnen. Unser gestrenger „Herr Lehrer“ konnte es sich nicht verlagern, der schmerzigen Reinigungsprozedur des eben entlassenen Strallings von oben zuzusehen. Bald bemerkten die Schüler ein spöttisches Lächeln um den Mund ihres Magisters. Einige Torwige wagten sich an das Fenster, und nicht lange dauerte es, so waren die drei Fenster belagert, und die so tragisch begonnene „Tahenszene“ nahm einen sehr heitern Verlauf, da die ganze Klasse mit dem Lehrer in ein lautes Gelächter ausbrach.

Indes der arme Fütterer sich vergeblich unter dem vollen Wasserstrahl bemühte, seine pechschwarzen Hände rein zu bringen. Was hätte er damals für ein schändliches Seife gegeben! — Als alles nichts half, rief er die Hände am Erdboden, und mit verzweifeltem Blick nach dem Fenster wollte er seinem Bückstager klar machen, daß eher die Haut als der Schmutz zu weichen begünne.

Die Strafe war ihm für diesmal erlassen. Ich weißle jedoch, ob ihm die Tahen nicht lieber gewesen wären, als der nachfolgende Spott einer etwa sechzigköpfigen Schülerschaft! — A. W.

Wie es uns vor hundert Jahren auf dem flachen Lande ergangen ist.

Vor mir liegt eine alte Urkunde, die damals zurückgehaltene amtliche Abschrift einer Eingabe aus dem oberhessischen Städtchen Schlitz, vom 7. November 1813 an „die Hochw. Commandantenschaft Sr. Kaiserl. und Königl. Wohlw. Majestät zu Hünfeld“.

Die Eingabe ist eine dringende Bitte um Erlass weiterer geforderter Journalesleistungen an das Proviantmagazin in Fulda. Nachdem ausgeführt ist, wie in dem Städtchen Schlitz und den zur Grafschaft Schlitz zugehörigen 16 Dörfern, die Armut täglich drückender wird, weil das hier heimische Gewerbe der Seidenwebererei wegen des gesperrten Seehandels schon seit Jahren darnieder liegt“ heißt es in dem Schriftstück weiter:

„Im Monat April gingen unvermuthet die kaiserl. französischen Cavallerie Truppen Märche durch das kleine Gebiet an und dauerten bis Anfang Oktober. Der Mangel an Haber, Ger und Stroh war schrecklich. Das eigene Vieh, durch seine Milchkühe abgemattet, mußte diese halbhungrig vertriehen. Mit den größten Kosten mußte man im Ausland Fournage ankaufen, wo aber ebenfalls der Mangel eintrat. Mander konnte den Haber nicht zu kaufen bekommen, mußte ihn bergen, um ihn von der diesjährigen Ernte zu erhalten. Glücklicherweise war letztere nicht abermal eine Missernte wie die vorjährige, sondern somit ergiebig, daß man sich damit ohne sonderlich großen Ankauf im Ausland bis zur nächsten Ernte durchbringen zu können hoffen durfte.“ Das Ausland, von wo die Fournage her bezogen wurde, ist an anderer Stelle als das Preussische, Mittelrheische und Westfälische bezeichnet. „Alein ist seit dem Oktober das ganze Schlesiache Gebiet so inermittelt mit Cavallerie überzogen worden, daß man sich durchaus nicht mehr zu helfen weiß. Um nicht weckläufig zu werden, will man gar nicht berühren, was an Lebensmittel, an Fleisch, Brod, Brandwein, sodann an Eisen, Wagenmacher usw. auszugehen; nicht erwähnen, was für Geld, Kleider u. s. fort erpreßt worden; denn da dies so wild durcheinandergetrieben wird, daß jeder Augenblick neue traurige Schritte darstellt und eine Verarmung und Mißhandlung die andre verdrängt, überdies auch alle Einwohner sich in der größten Besatzung und wahrer Verweisung sich befinden, so lassen sich die Verarmungen des erlittenen Schadens vielleicht nie, am wenigsten aber gegenwärtig in der Fortdauer der Seiden aufstellen. Man bleibt einzuwachen bei der Fournage stehen. Im Ausland ist diese dergleichen gar nicht zu kaufen, weil die Orte, welche dergleichen entbehren könnten, besorgen müssen, selbst Durchmärsche zu bekommen.“

Über Wahrheit ist, daß man erschöpft ist, und viele jetzt den Saambaber nicht mehr besitzen. Mit dem Ger ist's ebenso; doch ist der Mangel des erleren, des Habers am schmerzhaftesten, weil dieser seither in unglaublicher Menge nicht sowohl verbraucht, als verschwendet worden ist. Was sonst 3—4 Pferde erhielten, nimmt jetzt ein einziges weg. Das Ger wird mit zur Streu verbraucht. Die Bauern, welche teils nach hier, teils nach Fulda liefern sollten, werden unterwegs angefallen, ihnen die Fournage abgenommen, und gewöhnlich auch das Vieh mit fortgeführt. Von Fulda kamen Fournage Remissionen, während man selbst der Zulieferungen bedürftig war und während der nemlichen Anforderungen von dem Militär in den Preussischen Orten Burghausen und Michelsombach und selbst von Lauterbach her geschick und mit größter Gewalt das begehrte erpreßt wurde. Bloß das, was auf diese Art requirirt, von der Strafe oder von den Haber und Penboden gewaltsam außer den abgerichteten Nationen weggenommen worden, übersteigt schon die Kräfte dieses von Natur fruchtarmen Ländchens, und macht weitere Verpflegung durchmärscherender Truppen unmöglich. Nun aber vollends noch eine starke Korn, Haber und Danksferung in das Magazin zu Fulda zu bewirken, übersteigt alle Kräfte und vollendet den Ruin.“

Welches Ergebnis diese Bittschrift zur Folge gehabt hat, ist nicht mehr festzustellen. — Es ist gegenwärtig wohl angebracht an diese Kriegsjahre vor hundert Jahren zu erinnern, die in einer dümmbevölkerten, vom Verkehr ziemlich abgelegenen Gegend im Erscheinung traten. Wie mag es aber erst an den großen Kriegstrassen hergegangen sein?

Die Namen der Gefallenen an die Häuser!

Aus dem 1. Aprilheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart):

Edmond Rossand hat einen Vorschlag gemacht, daß die Namen der Gefallenen an diejenigen Häuser geschrieben würden, in denen sie gelebt haben. Nur der Name und ein „Denk an ihn!“ dazu. „Der Baumstumpf wird mit Liebe einen Platz für sie suchen. Die armen Dörfer werden strahlen, wenn sie den Namen solch eines Gefallenen tragen, die Marmorpaläste aber, die feimen zeigen, werden müder stolz sein.“ Wo der Name anzubringen sei, das läßt Rossand ganz von Einzelfall abhängen: „An die Wand der Schreibstube, in welcher der Gefallene gearbeitet hat, an den Rand des Alters, den er geküßt, an den Eingang des Gartens, den er zur Blüte gebracht hat. Aber an das Haus, das Haus vor allem. Der Name leuchte über dem Türgebel oder auf dem Schwellstein, der Name dessen, der sein Leben gab, damit andere fortfahren können, hier aus- und einzutreten. Immer, wenn man zur Arbeit oder zur Erholung geht, wird man seinen Namen lesen. Wenn aber unter den Heiden einer war, der irgendwo unter freiem Himmel geboren und doch gefallen ist, um das Dach der anderen zu schützen, so gehört sein Name an die Vorderseite der prächtigsten Paläste.“

In Deutschland genügt man diesem Gedanken ja schon zu großem Teile. Kirchen, Hoch-, Mittel- und Volksschulen, auch Schreibstuben der Lemmer und des Handels bringen bereits die Namen ihrer Gefallenen an. Aber, soviel ich weiß, nur ganz selten die Häuser, von denen doch bei uns genau das gleiche gilt, wie von denen, an welche Rossand denkt. Wir sollten seine Anregung deshalb nicht minder willig nachprüfen, weil sie aus Frankreich kommt, wie an der Brust der Gefallenen Feind und Feind die Hand reichen. Aber für eines noch haben wir zu sorgen, drücken wir bei uns: daß jene Inschriften nicht mit Schwörworten vergiftet werden. Eine Million neuer Saatkrüten zur Völkervermehrung wäre das Letzte, was wir brauchen könnten. U.

— Kurze Winke für Kaninchenzüchter. Um dem Mangel an Fleischnahrung abzuwehren, findet die Kaninchenzucht immer größere Verbreitung. Wir entnehmen aus „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ nachstehende zweckdienliche kurze Winke, die bei der Kaninchenhaltung in der Hauptsache zu beachten sind. Man halte im Anfang nur wenige Tiere, da man diese leichter überwachen und mit Futter versorgen kann. Wenn Futter knapp ist, tut man gut daran, kleine Tiere zu wählen, da diese weniger fressen. Auch halte man dann nur weibliche Tiere und lasse sie, wenn man Nachwuchs wünscht, gegen eine kleine Gebühr bei einem Züchter männlicher Tiere decken. Man lasse jedoch Tiere nie unter sieben Monaten decken und nicht öfter als dreimal im Jahre. Ein Muttertier soll nicht mehr als sechs Junge haben; was darüber ist, bleibt schwächlich. Man laufe niemals Tiere unter 10 Wochen, da dann erst die gefährliche Zeit überwunden ist. Der Stall für die Schlachttiere soll möglichst klein sein. Man lasse die Tiere sich nie auf nassem Lager aufhalten, da sie sonst an Meigen zugrunde gehen. Man reiche nie zu viel Futter auf einmal, da die Tiere dieses sonst beschmutzen und nicht fressen.

— Der Küchengarten auf dem Balkon. Pflanzen und jät rechtzeitig die besten Pflanzenzüchter zum Schmuckhalter machen der immer bescheidener werdenden Kriegskost! — so erinnert „Dies Blatt gehört der Hausfrau“. Auch den Balkon kann man hierfür als Gemüseland benutzen, sofern man die Kästen mit guter Gartenerde füllt und die richtigen Pflanzen wählt. Da ist zuerst Schnitt Petersilie, flach und bündig ausgesät, die den ganzen Sommer und Herbst über wohl täglich zur Hand sein kann. Dann Gartenkräuter, die man alle vierzehn Tage von neuem aussät. Auch Dill, Kumpel, Bohnenkraut und Wurzelpetersilie gedeihen in Kästen. Verfügt man über große Kästen, so kann man selbst Erbsen und Bohnen auf dem Balkon ziehen, muß dann aber keine Mistbeeteerde, sondern guten Gartenboden verwenden. Man sät zum Nüchengebrauch jetzt aber auch Schnittsalat, Pfirsichsalat und Stachelalat, alles Salatforten, die schnell heranzuwachsen, nicht viel Raum beanspruchen, keine Köpfe, sondern nur Blätter bilden, die aber zart und weich sind. Gepflanzt wird Majoran, Thymian, Salbei, Estragon, Zitronenmelisse; alles Würzkräuter, von denen man nur eine Sende gebraucht und die genug aromatische Triebe hervorbringen, um alltäglich ein Stielchen, denn mehr braucht man nicht abzugeben.

Vermischtes.

* Der englische Rattenkrieg. Nach einer Mitteilung der „Times“ macht die englische Regierung und das Landwirtschaftsministerium zur Vernichtung der die Volksernährung Englands bedrohenden Ratten und Hausperlinge folgende Vorschläge: 1. Gründung von Ratten- und Sperlingsklubs. 2. Anstellung von berufsmäßigen Rattenfängern gegen festen Wochenlohn. 3. Ausschreibung von Belohnung für andere Personen unter Zugrundelegung von Duzendbögen, welche die nachgenannten Beträge nicht überschreiten sollten: für 1 Duzend Rattenschwänze 1 Schilling, für 12 Köpfe ausgewachsener Sperlinge 3 d., für nicht flüchtige Sperlinge 2 d. und für 1 Duzend Sperlingsbeier 1 d. „Besonders muß darauf geachtet werden, daß keine Betrügereien und Unterschlagungen vorkommen. Nur Vertrauenswürdigem Leuten ist die Auszahlung der Belohnungen und die Vernichtung der eingelieferten Köpfe, Schwänze und Eier zu übertragen. Letzteres, damit dieselben Trophäen nicht von verschiedenen Leuten nacheinander zur Herauslösung der Belohnung benutzt werden können.“ In dieser einschickseligen Weise folgt dann noch eine weitere, lange Reihe von Anweisungen zur — — — Verhütung von Gaunereien aller Art und nicht, wie man erwarten sollte, zur Vernichtung der Ratten und Spägen. Man sieht, die Engländer kennen sich sehr gut aus auf dem Gebiete des — — — „Geldverwechs“. Wie lautet doch das alte Sprichwort? „Wer nicht hinter der Türe gestanden hat, sieht nicht dahinter!“

* Die englische Zeitungsnot. Wie schlimm es um den Papiermangel in England bestellt ist, kann man aus dem folgenden, in der Times veröffentlichten Appell an das Publikum ersehen: „Jede Woche werden Hunderte von Tonnen nicht verkaufte Zeitungsbelegblätter — also zwecklos vergandenes Papier — von den Verkaufsstellen mit der Bahn an unsere Expedition zurückgeschickt, wodurch Arbeitskräfte und Brauchtraum erheblich belastet werden. Darum wird von Montag ab die Times keine unverkaufte Exemplare mehr zurücknehmen. Die Verkaufsstellen dürfen nur so viel Zeitungsbelegblätter bestellen, als bei ihnen abonniert wurden. Leute, die ohne Abonnement die Times lesen wollen, müssen in Zukunft mit einem Abonnement einen Leserkarte bilden. Da die Lage sich rapide ändert, werden übrigens in wenigen Wochen alle großen Blätter ihre Preise wieder erheblich steigern müssen.“

* Die brave Lloyd George-Familie. „Der jüngste Sohn Lloyd Georges“, so berichtet der Gaulois, „hatte bei seinem Feldkommando einen Urlaub erbeten, um der Verheiratung seines Bruders in England beizuwohnen. Wegen der Besatzung der gegenwärtigen Offensive wurde ihm jedoch der Urlaub verweigert. Die Familie Lloyd Georges feierte außerdem die Hochzeit in vorbildlicher Weise, indem nach der religiösen Zeremonie nur ein einfaches Priesterbrot verabreicht wurde. Alkoholische Getränke waren dabei auch in der kleinsten Menge nicht zu bekommen.“

Büchertisch.

— Brügger, Gustav, D. Dr., Professor: Das Christusbild unserer Altvordern. Volschriften zum großen Kriege 106/107. Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W. 35. Preis 20 Pfg. — Die verschiedenartige, dem deutschen Geist entsprungene Gestaltung des Christusbildes bei Franken, Angelsachsen und ganz besonders im Rheinland als streitbarer und siegreicher Held, der über alle seine Feinde den Sieg behält, schildert der Verfasser in vorzüglicher Weise.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Erstes Writheft 1917. (Kriegsausgabe zur ermäßigten Preis von 3,60 Mark vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Das Heft wird eingeleitet durch eine Betrachtung von Nonnatus über „Kriegsanleihe und Weisheitsarbeiter“. Ein sehr wertvoller Aufsatz über „Friedenserhaltung und Friedensgestaltung“ folgt. Der „Gestaltung der Landschaft“ geht Schulze-Naumburg in einer längeren Ausführung nach. „Zur Over-Prage“ bringt Wolfgang Schumann einen sehr tief scharfsinnigen Beitrag, der die künftige Entwicklung dieses Kunstgebietes kritisch betrachtend heraushebt. Jung-Stilling 100. Todestag am 2. April gedenkt Paul Th. Hoffmann in einem Aufsatz „Vom Heimweg“, der den ersten Vorgeschichtsdichter und Jugendfreund Goethes in seinem Wirken und künstlerischen Schaffen zeichnet und auf das hinweist, was Stilling uns noch heute zu sagen hat. Proben aus seinen Werken folgen.

Buchstabenrätsel.

Zum großen Rennen war's mit b ergangen.
Viel Nennungen erfolgten. Doch o wehl!
Als kaum das erste Rennen angefangen,
Sieß es, es sei reell nicht zugegangen,
Und in der Menge kam's zum Wort mit t.

— Zi.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
Bers, Arsen, Kunde, Jungfer, Linde, Blick, Scherz, Fahne, Kerze, Kuga.
Verjüngung feindlicher Fahrzeuge.